

Nachtvogel kreist in trägem Schwung,
wehklagend um sein moosig Haupt. Usm.

Im Jahr 1812, als Kerner noch kein ganzes Jahr seine ärztliche Praxis und Unteramtsarztstätigkeit in Welzheim ausübte, scheint für ihn die Möglichkeit nahe gerückt gewesen zu sein, ein Bezirksangehöriger von Gmünd zu werden. Er schrieb am 31. Oktober 1812 an Ludwig Uhlend u. a.: „Wahrscheinlich werde ich nun auch wieder bald von Welzheim weg müssen; denn es werden große Veränderungen im Medizinalwesen vorgehen, kraft der ich als Bezirksarzt in das Oberamt Gmünd, und zwar nach Heubach, versetzt werden werde . . .“ Diese Versetzung fand dann aber jetzt noch nicht statt, sondern Kerner kam erst im Juni 1815 als Oberamtsarzt nach Gaildorf.

Die letzten Lebensjahre wurden ihm durch körperliche Leiden und zunehmende Erblindung sehr erschwert. Dennoch hat er noch im Jahr vor seinem Tod eine Anzahl von Gedichtlein im „Morgenblatt“ veröffentlicht, die frische Dichterkraft atmen. Im Februar 1862 aber überfiel den Sechundsiebzigjährigen eine heftige Grippe, der er am 21. Februar nachts 1/2 12 erlag.

Das Leben dieses einzigartigen Menschen, des klassischen Dichters, mystischen Klassikers und erfolgreichen Arztes, war, wie es das 1858 erneuerte Doktordiplom aussprach und auf dem Kernerdenkmal in Weinsberg steht:

Aegrotorum solatium, daemonum flagellum,
Musarum deliciae, dulce patriae decus.
Trost der Kranken, Geißel der Dämonen,
Wonne der Muses, liebliche Bier des Vaterlandes.

Johannes de Gamundia von Gmunden oder von Schwäbisch Gmünd

Die Anfrage in der letzten Nummer des Jahrgangs 1931 der „Gmünder Heimatblätter“ gibt Anlaß zu nachstehender Erörterung:

Hec Magister Johannes de Gamundia — diese Worte stehen am Schluß des Monats Februar eines Kalenders von etwa 1460, der mir in einem Originalabdruck, von der Holzschnitttafel selbst genommen, aus dem Jahr 1903 vorliegt.

„Also doch von Gmünd!“ — Es wäre ein stolzes Ruhmesblatt im Ehrenbuch der Berühmtheiten von Schwäb. Gmünd, wenn es diesen hochberühmten Namen enthalten könnte. Doch dem steht ein hartes „Aber“ im Weg.

Es gibt mehrere Städte, die den Namen „Gmünd“ (oder ähnlich) tragen, die sich alle mit „Gamundia“ latinisieren können und latinisiert haben, z. B. Gmünd am Tegernsee, Gmünd in Kärnten, Gmünd in Niederösterreich, Gmunden am Traunsee in Oberösterreich und Gmünd in Württemberg. Im Streit um den Geburtsort des Magisters Johannes, des ausgezeichneten Mathematikers, Astrologen, Astronomen und Theologen — er war Priester und Pfarrer — kommen jedoch nur die beiden letztgenannten Orte in Betracht.

Für die Kritik höchst bedeutsam ist nun der Umstand, daß dem Gelehrten die verschiedensten Geschlechtsnamen beigelegt werden:

Schwandner (Repertorium der Handschriften der Wiener Hofbibliothek) behauptet, er habe Johannes Schindel geheißten. Dies ist aber nur eine Verwechslung mit seinem Zeitgenossen, dem Arzt und Astronomen Joh. Schindel.

Ein anderer (Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit) setzt ihn mit einem Johannes Wihbier de Gamundia gleich, der 1404 in Ulm studierte, was durch kein sonstiges Zeugnis belegt werden kann. Dieser ist aus Gründen, die im Lebensgang des Astronomen Meisters Johann liegen, unmöglich mit ihm gleichzusetzen.

Neuere Gmünder Lokalhistoriker sprechen von einem Johannes Wihgerber, was ebensowenig begründet und beweisbar ist. Der Name eines Heinrich Wihgerber ist für Gmünd bezeugt, aber erst für das Jahr 1508 in der Freiburger Matrikel.

Andere nennen ihn Johannes Nyder de G. Hier unterläuft eine grobe Verwechslung mit dem berühmten Dominikaner Johannes Nyder von Isny, der auch Dozent in Wien war. So z. B. in einem Artikel des Deutschen Volksblatts vom 25. März 1873 (Gmünder Pfarr-Reg. F III, 25). Dieser Irrtum ist durch Koch, Gesch. der Buchdruckerkunst ver schuldet, der einem Abschreiber des Wiener Domherrnkatalogs folgte, welcher den Johannes de Gamundia seiner Originalvorlage auf eigene Faust zu Johannes Nyder (Nyder) machte. So ist es gekommen, daß in eine Reihe von wissenschaftlichen Werken, wie von Hörner von Roth, Pillwein, Rhauz, Wolf und Cantor und in die Encyclopädie von Ersch u. Gruber der eine oder der andere Irrtum übergegangen ist, jedoch erst im 19. Jahrhundert. Eine rühmliche Ausnahme macht die Allg. Deutsche Biographie 1831 (14, 456), die sich in vorsichtiger Weise auf den alten Standpunkt stellt. Dieser ist in der neuesten Schrift über Johannes de Gamundia von Dr. Rud. Aug. Vitz 1912, wieder eingenommen und, wie wir glauben, siegreich verteidigt. Noch im 19. Jahrhundert setzte nämlich ein genaues Studium der Akten der Wiener Universität ein durch Rink u. Ushbach, das zu dem Resultat führte, daß bis 1835 (Schrift von Pillwein) die Herkunft des Johannes de Gamundia aus Gmunden am Traunsee unbestritten war. Ferner ergeben die Akten das Folgende:

Der Name des Magisters Johannes findet sich erstmals im Matrikelbuch der österreichischen Nation im Jahr 1400, wo er sich als Johannes sartoris (= Sohn des Schneiders) de Gmunden einschreibt und 1402 Bakkalaureus und 1408 Magister wird. Er trägt sonst nur den Namen Johannes von Gmunden, so noch auf einem 1515 erschienenen Druck eines seiner Werke. Nach den eben genannten Studiendaten muß er etwa zwischen 1380 und 1385 geboren sein. Von 1408 an kennen wir seine Vorlesungen: über die Physik des Aristoteles und dessen Meteora 1409 und 1411, über die Logik 1409 und 1413, über Mathematik 1412, über Optik 1414. Von 1414—1417 gab er einen Biblischen Kurs und erklärte die Sentenzen des Lombardus. Unterdessen war er schon besoldeter Lehrer und Mitglied des herzoglichen Kollegiums geworden und hatte um 1417 die Priesterweihe empfangen. 1420/21 war er Pfarrer zu Gföhl und Kaplan zu Tulln geworden, ließ aber diese Stellen durch einen Vertreter besorgen. 1425 wurde er Domherr bei St. Stefan in Wien und erhielt 1435 die Pfarrstelle in Baa, womit seine akademische Tätig-

zeit ihr Ende fand. Im Leben der Hochschule spielte er eine bedeutende Rolle: 1413 und 1424 war er Dekan der Artistenfakultät, 1414 ihr Kassier. Längere Zeit war er Vizekanzler der Universität und wurde 1423 mit dem Neubau der Hochschule betraut. Als er 1435 vom Lehramt schied, schenkte er der Universität seine wertvolle Bibliothek und die von ihm selbst verfertigten mathematischen und astronomischen Instrumente und wurde dadurch der Gründer der Universitätsbibliothek, die er auch in seinem noch erhaltenen Testament bedachte. Er starb am 23. Febr. 1442 und wurde im Stefansdom zu Wien beigesetzt. Seine Ruhestätte zeigt jedoch kein Denkmal an. Seine vielen Werke ruhen zum größten Teil noch als Manuskripte in den einzelnen Bibliotheken, besonders in der Wiener Hofbibliothek. Gedruckt ist 1515 bei Singreiner in Wien ein mathemat. Werk über die Sechseckmalbrüche und der Holztafel-Druck-Kalender.

Aus allen seinen Werken lassen sich nur folgende Namen für ihn entnehmen:

1. Johannes de Gamundia im Kalender und Öfter.
2. Johannes de Gmunden in dem in Laa geschriebenen Kalender von 1439, in 2 Kalenderhandschriften der Stifte Wilhering und Mondsee, in einer Predigthandschrift von 1418 und Öfter.
3. In einer astrologischen Schrift von 1432 sagt er: „Ich magster Hans von Gmünd. Eine Kalenderabschrift von 1461 nennt ihn, wohl nachlässig, Johannes Gmünd.“

Der Kuriosität halber sei genannt eine Wiener Handschrift mit dem Titel: „Kalendarium Johannis Schindel de Gamundia“, eine rechte Konfusion, denn Schindel war aus Königgrätz. In Poppenheusers Elegie von 1551 heißt er: magnus Joannes Gmundanus, der große Johannes von Gmünd, hochberühmt in seiner Kunst, ausgezeichnet durch Scharfsinn, ehrwürdig durch Gottesfurcht.

Auffallend ist bei diesen Namen, daß sie alle „Gmunden und Gmünd“, nie aber „Gmünd“ lauten. Dagegen heißen die alten Namen für Schw. Gmünd in Urkunden: Gemunde, Gmünd, Gemünde, Gemündt, nie aber Gmunden. Bei Schwäb. Gmünder Namen in Universitätsmatrikeln erscheinen neben den latinisierten Formen: Gamundia, Gamündia, Gemundia, Gomundia und Gamundianus, Gamundensis die deutschen Bildungen: de Gemunden, de Gmunden, de Gemunde, de Gemünd, de Gemund, diese alle in Heidelberg; de Gmogn in Krakau — nie aber Gmunden. Die gewöhnlichste und häufigste Benennung des Wiener Gelehrten ist aber nachweislich „von Gmunden“. Dies spricht dafür, daß er nicht aus Schwäbisch Gmünd kamme.

Dazu kommt noch ein Umstand, der ausschlaggebend in die Waagschale fällt. An der Universität Wien waren nämlich die Studenten nach ihrem Geburtsort in 4 Nationen eingeteilt: 1. die östreichische, Dösterreich und Italien umfassend; 2. die rheinische mit den Bayern, Schwaben, Franken und Hessen; 3. die ungarische und 4. die sächsische Nation. Johannes von Gmunden war, wie oben bemerkt, bei der östreichischen Nation eingeschrieben, war also auch Dösterreich. Ferner verlangte das Universitätsstatut, daß der Examinator und Koadjutor immer gemäß der Nation der Studenten gewählt wurde. Die Akten der Universität geben nun an, daß Johannes von Gmunden immer für

die östreichische Nation, nie aber für die rheinische als Examinator gewählt wurde. Dies ist wieder ein Beweis dafür, daß er Dösterreich war und nicht Schwabe.

Auch das Folgende darf erwähnt werden: Gmünder Universitätslehrer pflegten gewöhnlich in ihrem Testament ihrer schwäbischen Vaterstadt zu gedenken oder eine Stiftung nach Schw. Gmünd für sich zu machen. So wissen wir, daß Johannes Murrhart, Magister, Dr. theol. und Rektor der Universität Heidelberg, für sich eine Jahrtagsstiftung nach Gmünd anordnete, † 1450. Johannes Hiller, Magister und Dr. Juris Utr. in Heidelberg, später Dekan der Martinskirche in Worms (er wurde 1444 in Heidelberg eingeschrieben), hat ebenfalls einen Jahrtag nach Gmünd gestiftet. Ebenso Jörg Maierhöfer, Doktor der Pl. Schrift, † 1515, und Wolfgang Hillwed, Kanonikus in Dautzen, † 1570. Bekannt ist die Steinhäuserische Stiftung des Friedrich im Steinhaus, Kanonikus in Dnolzbach (Ansbach) u. a. Bei dem Charakter des Johannes von Gmunden wäre Ähnliches zu erwarten gewesen. Aber es war keine Verbindung zwischen ihm und Schw. Gmünd.

Der Kalender des Johannes von Gmunden, der allgemein „Gmündscher Kalender“ genannt wurde, ist in Schw. Gmünd, wie es scheint, gar nie bekannt gewesen, während er in Dösterreich, wie die Handschriften beweisen, sehr gut bekannt war. Bei den engen Beziehungen zwischen Wien und Schwäb. Gmünd hätte sich doch auch eine Erinnerung an den großen Gelehrten und populären Kalendermacher lebendig erhalten sollen, wenn er eben von Schw. Gmünd gewesen wäre.

So muß also die harte nüchterne Kritik den Johannes de Gamundia dem Traunseestädtechen Gmunden überlassen. Auf dem Rathaus in Gmunden wurde denn auch 1885 eine Gedenktafel angebracht zu Ehren dieses bedeutenden Gelehrten; der durch seine astronomischen Forschungen ein Vorläufer von Georg von Feuerbach und Johannes Müller von Königsberg (Regiomontanus) und daher ein Wegbereiter der neueren Astronomie geworden ist. Schwäbisch Gmünd aber kann diese Größe leider nicht für sich in Anspruch nehmen.

Mit wenigen Worten sei auch noch des Kalenders des Gelehrten gedacht. Johannes von Gmunden hat ihm den 19jährigen Mondzyklus (goldene Zahl) zugrundegelegt und ihn berechnet für 1420—38, 1439, 1458, 1477 und 1496, so daß die Berechnungen bis 1515 reichen. Der Kalender für 1458—1476 ist auf eine Holztafel geschnitten, auf beiden Seiten der Tafel. 1778 fand man diese Holztafel in Nürnberg mit anderen Holztafelstücken. 1808 wurde sie wieder erstmals herausgegeben und befindet sich heute in der Hofbibliothek zu Berlin. Auf jede Seite der Tafel sind 6 Monate eingeschnitten, deren jeder oben eine Wignette in Medaillonsform trägt, welche jeweils den Charakter des Monats bezeichnet. Januar: Gott Janus mit Doppelgesicht sitzt an einem mit Speisen besetzten Tisch; Februar: vor dem Ofen sitzender Mann sucht Wärme in der Winterkälte; März: Gartenarbeit; April: pflügender Bauer; Mai: Maierbad; Juni: Saatarbeit auf dem Feld; Juli: Grasschnitt; August: Getreidernte; September: Weinlese; Oktober: Obsternie; November: der Holzmacher; Dezember: Schlachtung eines Kindes, Schlachtmonat. Das Verzeichnis des

Heiligen verrät deutlich die östreichischen Ditzelen mit ihren eigentümlichen Heiligennamen. Die Tafel wird ungefähr 1458—1460 geschnitten worden sein. Sie ist höchst wertvoll, weil sie ein bedeutendes Frühwerk der Holzschneidekunst ist und weil nach ihr der erste gedruckte Kalender hergestellt ist.

Eßlingen

Weser

Goethe in Gmünd

Im Jahr 1797 unternahm Goethe seine dritte Schweizerreise. Ende Juli verließ er Weimar, und in gemächlicher Fahrt ging es über Frankfurt a. M., Heidelberg, Stuttgart und Tübingen nach Stäfa am Züricher See. Endziel der Reise war Italien. Die kriegerischen Unruhen in der Lombardei — Napoleon stand mit den siegreichen Truppen in Oberitalien — durchkreuzten jedoch den ursprünglichen Plan. Aus der Ferne nur, von den Höhen des Gotthard, grüßte er den Süden. Auf der Rückfahrt wählte der Dichter von Stuttgart an einen anderen Weg: das Remstal herauf, über Aalen, Ellwangen und Dinkelsbühl nach Nürnberg, wo wiederum längere Rast gemacht wurde.

Am 2. November 1797 weilte Goethe, von Lorch herkommend, in unserer Stadt. In dem erst nach seinem Tod veröffentlichten Reisetagebuch lesen wir über den hiesigen Aufenthalt: „... Gmünd, eine freie Reichsstadt an der Rems, mit grünen Matten und Gärten umgeben. Die Stadt hat zwei Wälle, in der Vorstadt Mist. Sehr aligebaute Häuser. Logierten in der Post. Früh sechs Uhr aus Gmünd...“

Niemand verlangt von flüchtigem Besuch, einen ausführlichen Bericht. Das Charakteristische eines Stadtbildes nur wird in kurzen Stunden dem Fremden sich erschließen. Was nun Goethe über Gmünd zu erwähnen weiß, muß zunächst bezwecken. Kein anerkennendes Wort über die schöne Lage und Umgebung unserer Stadt, kein bewundernder Hinweis auf das Münster, das in den Baudenkmalern der Gotik mit an erster Stelle steht. Die Schönheit der Stadt, die Jahr für Jahr Natur- und Kunstfreunde anzieht, wird von Goethe nicht genannt, noch erlebt. Am Wesentlichen geht er vorüber. Goethe verstehen und gerecht beurteilen verlangt, her für den Künstler und Menschen so bedeutsamen Wandlung zu gedenken, welche er einige Jahre nach seiner dauernden Uebersiedlung an den Hof Karl Augusts erlebte.

Erinnern wir uns zuvor der Ideale des 21jährigen Straßburger Studenten! Damals schrieb, so dichtete er jenen begeisterten Hymnus auf die Gotik, als deren Wunderwerk er das Straßburger Münster mit immer neuem Staunen betrachtete. „Von deutscher Baukunst“ heißt der Aufsatz, gewidmet dem genialen Erbauer Erwin von Steinbach. „Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck erfüllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonischen Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu um-

fassen!“ — Nicht minder groß war seine durch Herder entfachte Begeisterung für die deutsche Dichtung. Volkslieder werden gesammelt, erste Entwürfe des „Faust“ entstehen, das tatenreiche Leben des Götz von Berlichingen lockt zu dichterischer Bearbeitung. Drei Jahre später schon, 1778, liegt das Schauspiel vor. Die deutsche Jugend jubelt dem Dichter zu; der bedächtige Hamann spricht das prophetische Wort: „Der Name seines Götz wird wohl die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie sein.“ Nicht mehr französischer Nachahmeret und Künstelei gehört sein Schaffen und seine Zuneigung. In jenen Jugendentagen entdeckte er sein deutsches Herz. Seine Hochbilder: Der deutsche Mensch auf deutscher Erde. Deutscher Künstler Werk in Stein und Wort.

Fast 25 Jahre später reist Goethe durch Schwaben. In Heilbronn verbringt und feiert er seinen 48. Geburtstag. Einige Wegstunden entfernt liegt Jagsthausen, der Geburtsort des Götz. Die Namen Jagsthausen und Berlichingen werden im Reisetagebuch überhaupt nicht genannt. Die räumliche Nähe erweckte nicht die alte Zeit. Das Geburtshaus des tapferen Kämpfers wartete auf seinen Dichter, aber kein Goethe trat ein. — Goethe in Gmünd! Das Kleinod unserer Stadt wird keines Wortes gewürdigt. Achlos geht der ehemalige Verkünder der Gotik am Münster vorüber. Sein Verhalten zeigt die Wandlung. Er ist ein anderer geworden, neuen Idealen zugetan, und in weiter Ferne liegt seiner Jugend Land.

Ein Bekenntnis, gesprochen zu Eckermann, weist den Weg. „Ich war froh, mein nordisches Erbteil verzehrt zu haben und wandte mich zu den Tischen der Griechen.“ Nach 1780 beginnt die innere Umstellung, die Wandlung zum Klassizisten. Italien gehört seine Sehnsucht, antiken Kunstwerken seine Anerkennung. Homer wird ihm zur dichterischen Offenbarung; Palladio, der Renaissancebaumeister, zum getreuesten Uebersetzer antiker Maße und Formen. Goethe gesteht: „Schon einige Jahre habe ich keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte, berühren dürfen, ohne die entsetzlichen Schmerzen zu leiden.“ Endlich rafft er sich auf: Ein und ein halbes Jahr weilte Goethe im Süden, beglückt und reich. Klarheit, Leichtigkeit und Heiterkeit entzücken ihn, nach seinen eigenen Worten, an den klassischen Werken. Der Wille zur Form wird ihm bewußt und strahlt auf seine Dichtungen zurück. Freilich, auf den heitern und beglückenden Sommer folgte ein rauher Herbst. Goethes Klassizismus war weder für den Menschen noch für den Dichter ein Gewinn. Der Heimgekehrte vereinsamte mehr und mehr. Kunsthistorische Studien und ihre schriftstellerische Verarbeitung in Aufsätzen und Abhandlungen ließen den Dichter für lange Zeit schweigen. Erst Schiller reißt den Poeten aus seinem Schweigen, den Menschen aus seiner Vereinsamung.

Noch lange jedoch nehmen Arbeiten über die bildende Kunst der Klassiker Goethes Interesse in Anspruch. Auch die dritte Schweizerreise steht in ihrem Zeichen. In Gemeinschaft mit Heinrich Meyer aus Stäfa will der Dichter ein großangelegtes Werk über die Kunst der Antike schreiben. Eine neue Italienreise ist Voraussetzung. Die kriegerischen Verwicklungen und Meyers Erkrankung kommen hindernd dazwischen. Aus der Italiensfahrt ward eine Schweizerreise. Die Tage gehen hin in der Betrachtung der von Meyer mit-